

CARL-HENNING WIJKMARK

Nahende Nacht

Roman

Aus dem Schwedischen von Paul Berf



Matthes & Seitz Berlin

IN REGELMÄSSIGEN ABSTÄNDEN gaben Birgit oder Angela mir eine Spritze, die mich schläfrig machte, solange ich wach lag, und hellwach in den Träumen, die sich einstellten, sobald ich einschlief. Doch schlief ich wirklich? Es war eher eine Art Dämmerzustand und die Träume waren unkontrollierte Fantasien, sehr deutlich und bevölkert von einem oder mehreren Menschen, die sich bewegten und sprachen. In meinen Träumen sind häufig Repliken vorgekommen, aber früher war es so, dass ich sie eher dachte als hörte; nun erklangen sie dagegen laut und deutlich, allerdings mit einem Hallen wie in einem Kellergewölbe, das individuelle Unterschiede auslöschte. Es war, als hörte man Roboter, was jedoch nicht verhinderte, dass die Menschen aus meiner Vergangenheit, die in diesen Träumen auftraten, realer wurden als jene, die mich in der Gegenwart umgaben. So war es zumindest zu Anfang meines Aufenthalts in Zimmer 5; es sollte sich im Laufe der Zeit ändern.

Der große Segen der Spritze bestand natürlich darin, dass sie die Schmerzen kappte und längere Zeit völlig verschwinden ließ, und ich, der ich im Laufe eines Le-

bens in der Welt des Theaters mehr als genug von Drogenratsch und Fixerhelden mitbekommen hatte, war jetzt ein dankbarer Morphinist. Dennoch möchte ich ausdrücklich meine neue Traumwelt erwähnen, weil sie zum Positivsten gehörte, was ich in dieser späten Phase meines Lebens erfahren durfte, auch wenn sie mich nicht selten mit durchaus unangenehmen Szenen und drängenden Fragen konfrontierte. Zwar entwickelte ich mit der Zeit ein immer freundschaftlicheres Verhältnis zu meinen beiden Zimmergenossen und ein immer innigeres zu den Krankenschwestern, die ich bereits erwähnt habe, aber die Träume waren eine sicherere Zuflucht. Und weil ich eine Zuflucht so verzweifelt benötigte, wurden sie, wie gesagt, wirklicher als meine eigentliche Wirklichkeit.

Denn es ließ sich nicht leugnen, dass sich meine Kameraden und ich in einer *deathrow* befanden – oder dem »Basislager«, wie wir es nannten, weil uns das große Wagnis noch bevorstand. Ziel der Pflege an diesem Ort ist es, zu helfen und zu lindern, nicht zu heilen, und es gibt hier auch niemanden, der behaupten würde, einer von uns Patienten könne gerettet werden. Bekommen haben wir die Freundlichkeit und Fürsorglichkeit einiger Krankenschwestern in Form von schmerzlindernden Mitteln und hygienischer Assistenz, ansonsten jedoch nicht viel, was uns das Leben in dieser letzten Zeit erleichtert hätte. Das Essen schmeckte nach nichts, erinnerte an Plastik und wurde zu unserer Erleichterung durch den Tropf ersetzt,

als die Verschlechterung unseres Zustands dies erforderlich machte. Der Seele wurde der Trost von Religion und Psychologie angeboten und glücklicherweise, darf ich wohl sagen, darüber hinaus das, was zu meiner wichtigsten Stütze wurde: der junge Mann, der jeden Montag und Freitag mit seinem Bücherwagen auftauchte. Ich bin immer schon ein leidenschaftlicher Leser gewesen, aber jetzt las ich wie ein Besessener, und dieses Lesen wuchs zu einem leicht überspannten Projekt, einem Versuch, dem großen Widersacher in die Karten zu schauen und den Kampf auf diese Weise ausgeglichener und die Niederlage erträglicher zu gestalten. Man hat mir nicht vorenthalten, dass meine bemühten Studien in der Kunst des Sterbens mein Leben eher noch verkürzen würden. Das mag stimmen, aber das war es in dem Fall wert.

Ich merkte schnell, dass Harry und Börje, meine Zimmergenossen, die Bücherstapel mit Widerwillen betrachteten, als verstieße ich gegen die Regeln und begäbe mich aus Feigheit vor dem Feind auf Abwege. Auch wenn mir das nichts ausmachte, bekam es auf längere Sicht doch eine gewisse Bedeutung, es führte zu einer Distanz zwischen uns, die bis zuletzt bestehen blieb.

Ich habe von zwei Zimmergenossen gesprochen, aber eigentlich waren es drei. Der dritte hatte eine stumme Rolle und war zudem unsichtbar. Die Erklärung folgt sofort.

Im Bett gegenüber lag Harry, der trotz allem mein Freund wurde – mehr oder weniger, das schwankte je

nach Tagesform. Er war in meinem Alter, seit ein paar Jahren pensioniert. Sozial betrachtet hatte sein Leben früh Schiffbruch erlitten, mehr als drei Jahrzehnte hatte er auf Stockholms Straßen und in Obdachlosenheimen gelebt, ein Aussteiger und zeitweiliger Penner, gezeichnet, aber nicht gebrochen von Drogen, Suff, kalten Nächten und gewiss auch Unterernährung. Möglicherweise war dies zwar nicht der Auslöser für seine Krankheit gewesen, aber es hatte sie mit Sicherheit verschlimmert. Natürlich hätte er nicht so leben müssen, zumindest nicht in diesem extremen Maße. Er hatte auf Grund von Umständen, die er einige Male, wenn auch nur beiläufig, erwähnte, eine Wahl getroffen. Schräg gegenüber, am Fenster – das zu einem Park mit einzelnen Bäumen hinausging – lag Börje, ein Mann zwischen vierzig und fünfzig, Postangestellter, unklar, in welcher Funktion; vermutlich aus Rücksicht auf Harry unterhielten wir uns nie über unser Berufsleben. Tabu war zudem, woran wir litten und wie sehr, genau wie Diagnose, Prognose, Medikamente und so weiter – das alles behielt man für sich oder erörterte es in leisen Gesprächen mit Ärzten und Krankenschwestern. Jeder einzelne lag in seiner eigenen Pein und sandte den anderen stumme Leidenswellen. Ab und zu, wenn bei einem von uns Furcht und Not allzu offensichtlich wurden, geschah es jedoch, dass man mit einem Blick, einer Geste oder ein paar Worten des Mitgefühls aus sich herausging. Nie länger als für einen kurzen Moment, und Börje beteiligte sich niemals an

einem solchen Austausch, bedauerte weder sich noch andere. Umso mehr brachte er seine große Passion zum Ausdruck, die aus Tippen, Toto, Wetten, Zocken und Glücksspielen aller Art bestand. Als ich Neuankömmling im Zimmer war (in dem Harry und er schon eine Weile gelegen hatten), war einer seiner ersten Vorschläge eine Wette darum gewesen, wer von uns die anderen überleben würde. Er brachte sie ganz ungezwungen vor, aber ich merkte schon bald, dass es untergründig eine ernsthafte Rivalität gab, und zwar nicht nur um die Lebensdauer, sondern auch um das Wohlwollen der Krankenschwestern; Gunst wäre angesichts des Zustands, in dem wir uns befanden, zu viel gesagt. Wie dem auch sei, Börje forderte jedenfalls unsere Einsätze auf »den zähesten alten Sack« und bot uns darüber hinaus an, auch auf Platz zu setzen. Taktvoll setzten Harry und ich auf unseren Buchmacher als Gewinner, er war immerhin der jüngste von uns und hatte Familie (was ich allerdings erst später erfuhr). Wir verzichteten darauf, um den zweiten Platz zu spielen. Die Frage des Gewinns führte zu einigem Murmeln über die Testamente, was Börje mit großer Geste beiseite wischte. Das Spiel selbst war wichtig.

Dann war da noch der vierte Mann im Raum, der stumme und unsichtbare. Wir verzichteten zwar darauf, auf ihn zu setzen, aber ansonsten war an ihm nichts Okkultes, er war aus Fleisch und Blut. Sein Bett stand links von meinem, an der Fensterwand, aber als Lebenden sahen wir ihn nie, ein grüner Vorhang, der in einer De-

ckenschiene lief, entzog ihm unseren Blicken. Börje, der ihm gegenüber lag, behauptete, flüchtig Teile von ihm gesehen zu haben, einen Fuß, der gegen den Vorhang trat, einen Arm, der über die Bettkante gestreckt wurde, aber den ganzen Menschen sahen wir erst, als er tot und zugedeckt war und zu seinen Ahnen gerollt wurde, die ihn auf der andere Seite des Erdballs erwarteten. Das Personal hüllte sich zu seiner Person in Schweigen, so lauteten offensichtlich die Anweisungen, und wir erfuhren lediglich, dass er aus einem anderen Erdteil stammte (oder einem anderen »Kulturkreis«, wie man heute sagt). Wegen eines unbedachten Worts irgendeiner Schwester bildeten wir uns ein, er käme aus Mittelamerika – fälschlicherweise, wie sich herausstellen sollte – und nannten ihn deshalb Montezuma, schon bald abgekürzt zu Monte. Seine Verborgenheit und noch mehr sein Schweigen beschäftigten uns sehr – er stöhnte und schnarchte nicht und wir konnten ihn nicht essen hören, da er am Tropf hing. In den Nächten wurde dieses Schweigen im Verborgenen so mächtig, dass es die Dunkelheit erfüllte, und wir fragten uns, ob er noch lebte.

Das Eigenartige an Monte war, dass er solch eine starke Präsenz hatte, obwohl wir ihn weder sehen noch hören konnten. Aber vielleicht war das auch gar nicht so eigenartig. In unserem todgeweihten Zustand waren wir besonders empfänglich dafür, was sich auf der anderen Seite des Vorhangs verbarg, und die Autorität seines Schweigens wurde durch unsere Furcht vor dem

endgültigen Schweigen verstärkt. Es entstand ein Spannungsfeld um die abgeschirmte Ecke, und Monte bekam unausgesprochen die Rolle einer verborgenen, einer abgewandten Gottheit. Es lag in der Luft; ich merkte zudem, dass die Sache für keinen von uns nur ein Spiel war. Vor allem Börje war tief berührt. Der diskrete Kult bekam darüber hinaus eine Art Vermittler oder Propheten, als sich zweimal ein Besucher – offenbar ein Landsmann – einstellte. Es war ein hagerer, recht großer, junger Mann, der in unseren Augen indianisch aussah. Er hatte einen großen Rucksack aus braunem Leder dabei, dem er etwas entnahm, was mir kleine Holzfiguren zu sein schienen. Er verschwand mit ihnen hinter dem Vorhang, kehrte jedoch augenblicklich wieder zurück, trat rückwärts heraus, als wollte er dem Kranken nicht den Rücken zukehren, und seine Hände waren leer. Daraufhin stellte er sich unmittelbar vor den schmalen Spalt zwischen Fenster und Vorhang, die Arme vor der Brust verschränkt und die Füße eng zusammen in einer gleichsam ehrerbietigen Haltung, und sprach in die Ecke hinein zu seinem Landsmann. Ziemlich lange redete er in einer Sprache, die keiner von uns kannte, bekam jedoch, so weit wir hören konnten, keine Antwort. Als der Mann gegangen war, unterhielten wir uns, respektvoll flüsternd, über das Ganze, und damals, nach dem ersten Besuch seines Kameraden, spürte ich, dass Montes Gegenwart uns drei in einer unbestimmten, aber großen Ergriffenheit zusammenführte. Er war, auch wenn wir es nicht explizit dachten, ein

Erlöser, ein Katalysator für unsere Situation. In unseren Gefühlen für ihn konnten wir einander begegnen, und so blieb es auch, nachdem er uns verlassen hatte.

Eine Woche verging, zwei Wochen: Monte schwieg und blieb unsichtbar. Nicht einmal Birgit und Angela, die wir mehrmals täglich sahen, wollten oder konnten uns erzählen, wer er war und woran er litt, außer, dass es ihm sehr schlecht ging. Wenn wir mehr wissen wollten, schüttelten sie nur den Kopf. Schließlich offenbarte er sich uns trotz allem, auf denkbar überraschendste Art.

Es war ein Abend, an dem wir in den zwei kleinen Apparaten, die an der Decke hingen, Eurosport guckten, einer für jedes Bettenpaar, aber vernetzt; was der eine Fernseher zeigte, das zeigte auch der andere. Börje schaute am meisten und bestimmte normalerweise das Programm. Das bedeutete sehr viel Sport, weniger um des Sports willen, sondern weil sich daraus die Möglichkeit ergab, Tipps abzugeben und mit uns anderen zu wetten. An diesem Abend hatten wir jedoch keine Lust und weigerten uns, Tipps für ein paar Eishockeyspiele abzugeben, die über den Bildschirm flimmerten. Er zappte ziellos weiter. Ich wollte gerade zum Schutz gegen den Fernseher und das grelle Septemberlicht meine Schlafmaske aufziehen, als ich sah, dass Börje zu einer der seltenen Cricketpartien umgeschaltet hatte. Das konnte durchaus amüsant sein, mir gefiel das gemächliche Trotten zwischen den Toren, also sah ich hin. Genau wie die anderen – für eine Minute. Börje hob die Fernbedienung, um weiterzuschalten,

stellte stattdessen jedoch versehentlich lauter, woraufhin wir den Reporter rufen hörten: »Gordon Hart forty-nine, not out!« Anschließend verschwand das Kricketspiel und wir wurden zu einem Dressurreiten in Deutschland versetzt, das niemand sehen wollte. Stattdessen versuchten wir, den Bescheid des Kricketreporters zu deuten. Seine Worte mussten wohl bedeuten, dass sie gewonnen hatten, dass ihr Typ namens Hart nicht rausgeflogen war, schlug Harry vor. Börje und ich murmelten unsicher irgendetwas, womit sich das Thema erledigt zu haben schien. Doch dann geschah es. Das Orakel murmelte.

»Hart still batting to-morrow.« Eine leise, aber deutliche Stimme aus dem Inneren des grünen Zelts. Gefolgt von einem kurzen Glucksen, als hätte er etwas Lustiges gesagt. Das hatte er ja auch. Im Grunde waren wir erschüttert, aber das Wortspiel dämpfte den Schock ein wenig. Im nächsten Moment wurde uns bewusst, dass Monte nicht aus Lateinamerika stammen konnte, da dort kein Cricket gespielt wurde. So wenig, wie man dort Englisch mit indischem Akzent sprach. Ich machte ein paar unbeholfene Versuche, mit dem Unsichtbaren ins Gespräch zu kommen, die jedoch unbeantwortet blieben. Monte sprach nie mehr zu seiner Umgebung. Ein paar Tage später starb er.

Nach seinem Tod erzählte Angela uns, dass er von den Nikobaren stammte, einer indischen Inselgruppe, die seit zweitausend Jahren von mongolischen Kolonisten bevölkert wurde und vom Tsunami 2004 weitgehend zerstört

worden war. Als größten Kenner ihrer fortgespülten Kult- und Kulturgegenstände hatte man Monte mit einem Assistenten nach Europa geschickt, um die von den Nikobaren stammenden Ausstellungsstücke, die in europäischen Museen eingelagert waren, zurückzufordern oder doch wenigstens zu fotografieren. Auf der Reise von Wien nach Stockholm hatte ihn eine tödliche Krankheit ereilt, man wusste nicht welche; daher das Getuschel um den weitgereisten Patienten.

Er starb nachts, und am Morgen, als Doktor Jan Möller – der unsympathischste unserer selten gesehenen Ärzte – gerufen wurde, um den Tod festzustellen, spielte sich eine Szene ab, die großen Eindruck machte, vielleicht nicht unbedingt auf den Doktor, aber auf mich und die übrigen Anwesenden. Ein Krankenpfleger, den wir den Hulk nannten, rollte den toten Monte, der unter seinem Laken verborgen lag, hinaus. Möller blieb am Fenster stehen und sah den beiden mit seinem teilnahmslosen, »professionellen« Blick hinterher. Als das Gespann zwischen Harry und mir passieren wollte, tat Harry etwas Verblüffendes. Er versuchte sich aufzurichten, um dem Toten am Kopfende des Betts stehend die letzte Ehre zu erweisen. Er schaffte es nicht ganz, er wankte und musste sich hinsetzen. Aber alle hatten seine Geste wahrgenommen, die in unserem tristen Zimmer doch sehr schön war. Der Doktor wirkte zunächst verblüfft, zog dann jedoch eine kleine professionelle Grimasse. Der Hulk blieb, ebenfalls verblüfft, einen Moment vor Harrys Bett stehen, begriff

aber zumindest, dass etwas Bemerkenswertes vorging, das sah ich ihm an. Ich hätte gerne die gleiche Eingebung gehabt wie Harry, aber das war leider nicht der Fall. Der verlebte alte Penner erfüllte die Anforderungen an einen Gentleman; der Doktor und wir anderen nicht.

Seine schlichte, jedoch so mühsame Geste freute und rührte mich zutiefst. Es freute mich nicht zuletzt, dass mich die Krankheit noch nicht zu egozentrisch gemacht hatte, um mich von ihr rühren zu lassen. Aber im Grunde überraschte mich, was ich gesehen hatte, nicht, es passte zu Harry. Es gab etwas anderes an ihm, das mich umso mehr überrumpelte, aber es war so schnell vorüber, dass ich es zunächst nicht begriff. Als er sich mit einer Bewegung, die ihm schwer zugesetzt haben musste, in sitzende Position drehte, glitt ein Ärmel seines Nachthemds über den Ellbogen hoch und entblößte eine große, blaurote Narbe in der Armbeuge, wie von einer Brandwunde, vielleicht war es auch nur ein Muttermal. Sie bedeckte die Beuge und etwa zehn Zentimeter um sie herum, und als Harry reflexartig den Arm einknickte, um sie zu verbergen, wurde die verfärbte Haut wie eine Ziehharmonika in Falten gelegt. Es war ein heftiger visueller Schock. Ich dachte nichts, es ging direkt in den Körper: ein Vorboten der Auslöschung, die uns erwartete, der Vernichtung durch Feuer.

Diese Szene, in der so viel geschah, war binnen weniger Sekunden vorüber. Der Tote mit seinem rätselhaften Charisma war fort, der Doktor schlich wortlos

zu seinem Computer. Und Börje? Er verzog keine Miene, aber die Tränen liefen. Er hatte verstanden, und ich selbst verstand endlich, dass er nicht irgendwer war. Sein unscheinbares Äußeres und den etwas flapsigen Jargon hatte ich als Konformität gedeutet, meine Vorurteile hatten mich irregeleitet. Unter der Spieler- und Biertrinkerfassade war er womöglich der sensibelste und – wie ich später erkannte – mit Sicherheit der Unglücklichste von uns dreien in Zimmer 5.

Montezuma bekam zu meiner Linken keinen Nachfolger. Das war in gewisser Weise ganz in Ordnung, machte mich aber auch wütend, da ich monatelang hatte warten müssen, bis ich aufgenommen und operiert wurde, wegen Platzmangel, wie man mir mitgeteilt hatte. Ich fragte einen der Ärzte danach, aber auf Fragen dieser Art bekommt man hier keine ehrlichen Antworten.

Ich weiß noch, wie ich mich fühlte, als ich aus der Arztpraxis am Sveavägen trat, nachdem ich den entscheidenden Befund bekommen hatte. Lange stand ich auf dem Bürgersteig vor dem Hauseingang und sah den Verkehr vorüberziehen und all die ausdruckslosen Gesichter und begriff nicht, dass dies mir widerfahren war. Eine andere Gefahr war erst kürzlich vorbeigezogen und die kleinen Sorgen hatten wieder ihren Platz eingenommen, als wäre nichts passiert oder fast passiert. Da, ge-

nau in diesem Moment, schlug die Katastrophe aus einer völlig anderen Richtung kommend zu, aus der ich nicht mit ihr gerechnet hatte. Anschließend begann mein Warten auf die Operation, und erst als sich mein Zustand deutlich verschlechtert hatte, ja schon hoffnungslos geworden war, wurde ich in diese Klinik aufgenommen. Doktor Hansson operierte: schnitt auf, warf einen Blick hinein und nähte wieder zu. Es war nichts zu machen, das konnte ich mir denken, auch wenn Hansson es nicht ausdrücklich sagte. Er tat das Richtige, finde ich. Und geriet unverzüglich in einen Konflikt mit Möller, dem Stationsarzt, der anderer Ansicht war und meinte, der Patient habe auch in hoffnungslosen Situationen »das Recht auf«, wie er sagte, »alle zugänglichen Informationen«. Er kam zu mir, als ich aus der Narkose erwacht war, und begann, buchstäblich stehenden Fußes, mir einen Vortrag zu halten. Ich stoppte ihn. Ich will keine Prognosen hören, erklärte ich, die angeben, wie viel Zeit mir statistisch gesehen bleibt. Als ich noch gerettet werden konnte, hatte das Krankenhaus keinen Platz oder keine Zeit für mich. Jetzt will ich mit meinem Sterben in Frieden gelassen werden und so lange es eben geht von dem kleinen positiven Zweifel leben, den es trotz allem gibt. Das mag irrational sein, ist aber gut für die Seele. Geben Sie mir nur Morphium, wenn ich darum bitte, dann bin ich zufrieden. Ich werde nicht unnötig darum bitten.

Ich meinte, was ich sagte, und war froh, noch zu leben. Eine postnarkotische Euphorie, falls man das so nennt,

spielte sicher auch eine Rolle und legte mir die trotzigsten Worte in den Mund. Aber vor allem hatte sich mir beim Aufwachen ein wundervoller Anblick geboten; ich werde auf ihn zurückkommen.

Möller sah ein bisschen enttäuscht aus, und verärgert. In seiner ärztlichen Autorität beschädigt. Seit er den Raum betreten hatte, war er meinem Blick nicht begegnet, auch jetzt nicht. Er schaute hartnäckig auf sein Notebook, als er erwiderte, dass ich es sicher so empfand, weil ich mitgenommen war. Meine Meinung höchstwahrscheinlich jedoch ändern würde. Seine Art reizte mich, aber nach wie vor heiter und bestimmt bat ich ihn, bis auf weiteres alles, was ich »empfand«, als eine Tatsache zu betrachten und zu respektieren. Er schlug sein Notebook mit einem Knall zu und verließ schnellen Schrittes den Raum. Ich hatte mir einen Feind gemacht, den letzten, wie sich zeigen sollte. Es entging mir nicht, dass mein Standpunkt als die Furcht betrachtet werden konnte, der Wahrheit ins Auge zu sehen, der Wahrheit über den größeren Feind. Es war die unsensible Art des Mannes, die mich provoziert hatte, seine Verachtung für den kleinen Menschen, der nur »Gefühle« hatte und »informiert« werden musste. Nicht zu seinem eigenen Besten, sondern um das Pflegepersonal zu entlasten und damit er nicht mit irgendwelchen besonderen Anstrengungen rechnete, die über die normale Standardbehandlung hinausgingen.

Doch wie ich schon sagte, nicht einmal Möller konnte ernsthaft ein bleibendes Glücksgefühl stören. Eine ganze

Weile vor seinem Kommen, als ich aus meinem Dämmerzustand erwachend zum ersten Mal die Augen öffnete, bot sich mir ein hinreißend schöner Anblick; ich bezweifelte, dass er wirklich war. Dicht über mich gebeugt saß eine dunkle Frau, dunkeläugig, dunkelhaarig. Ich konnte sie anfangs nicht als Krankenschwester oder Ärztin identifizieren, sie trug nicht den üblichen weißen Kittel, sondern etwas Dünneres, Körperbetonderes. Meinen trüben Augen fielen ihre Schultern auf; sie drehte den Körper ein wenig, als wollte sie eine bequemere Sitzposition finden – keineswegs verführerisch, aber dennoch so, dass deren ergreifende Zerbrechlichkeit betont wurde. Ich hätte nicht schöner erwachen können, aber war ich wirklich wach und lebte? Wahrscheinlich, denn sie begann, sich um mich zu kümmern, zupfte das Kissen zurecht, nahm meine Hand und lächelte mit freundlichen Augen.

»Angela«, sagte sie. »Entschuldigen Sie, dass ich nicht angeklopft habe.«

Das war natürlich ein Scherz. Sie lächelte noch mehr.

»Wenn man wie Sie ist, braucht man das nicht.« Die Worte kamen ganz von selbst und erstaunten mich. Leider klang meine Stimme etwas belegt, die Vokale waren nicht, wie sie sein sollten.

Sie hob die Augenbrauen und lachte. »Schlafen Sie noch etwas«, sagte sie. »Der Arzt schaut dann später vorbei.«

»Angela«, murmelte ich. Aber sie war schon aufgestanden und aus meinem Blickfeld verschwunden, das sich erneut trübte. Ich schlummerte ein.

Die Übersetzung aus dem Schwedischen erfolgte mit freundlicher Unterstützung vom *Swedish Arts Council*.

The cost of this translation was defrayed by a subsidy from the *Swedish Arts Council*, gratefully acknowledged.

Erste Auflage 2009

© 2009 MSB Matthes & Seitz Berlin Verlagsgesellschaft mbH
Göhrener Straße 7, 10437 Berlin, info@matthes-seitz-berlin.de
Alle Rechte vorbehalten.

Titel der Originalausgabe: »Stundande Natten«

© 2007 Carl-Henning Wijkmark und Norstedts, Stockholm
Vom Autor durchgesehene und autorisierte Übersetzung

Umschlaggestaltung: Falk Nordmann, Berlin

Druck und Bindung: CPI Moravia Books, Czech Republic

ISBN 978-3-88221-649-3

www.matthes-seitz-berlin.de